Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 2 (1898-1899)
Heft: 7

Artikel: Reisebriefe aus dem fernen Osten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664289

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Reisebriefe aus dem fernen Osten.

Nachdruck verboten.

Von einer Zürcher Aerztin.

Auf dem Kanonenplatz, oder „Al-Burtsch", wie ihn die Beiruter nennen, stieß ich ganz unvermutet auf Professor Sch., der mich einlud, in seiner Gesellschaft etwas in Beirut herum zu bummeln. Er hatte zwar eine Unmasse Einkäufe und Besorgungen zu machen; aber er schien diese Reisegeschäfte mit der olympischen Ruhe eines eingefleischten Orientalen nur so nebenher, mehr gelegentlich, ohne jede Hast und Eile abzuwickeln, oder eventnell sogar auf Morgen zu verschieben. „Buera Buera" (morgen) bedeutet im Orient so ziemlich.

„Morgen, morgen, nur nicht heute,
Sprechen alle trägen Leute."

Mein Führer aber geleitete mich wohlweislich in ein holperiges, eng gewundenes Seitengäßchen, wo wir durch ein großes, weit offen stehendes Tor in einen schmalen, unendlich schmutzigen Hof eintreten. Derselbe ist teilweise überdacht durch ein primitives Stangengerüst, welches durch zerrissene Strohmatten, löcherigen Filzteppich und Leinwandtücher die zudringlichen Sonnenstrahlen abwehrt. Etwas wildes Weinlaub überwuchert lustig diese lumpige Bedachung. Dieser Eintrittsraum umfängt uns mit einer dämmrigen Kühle, die trotz all' dem verhängten Schmutz und Ungeziefer außerordentlich einladend und erfrischend auf die erhitzten Sinne wirkt. Vier kleine Gelasse öffnen sich von allen vier Seiten in diesem Hofe hinaus. Die Fenster zu ebener Erde sind ohne Glas, die Türöffnungen nur mit alten Filzteppichen lose verhängt. Nächst dem Tor links wohnt der Kaffeewirt, diese kleine Kammer ist zugleich seine Familienstube und seine Kaffeeküche. Der nächstfolgende Raum ist ein Barbierladen, dessen Besitzer aber augenblicklich die Berufsgeschäfte vor seiner Türe im Hofe besorgt, indem er einem halbwüchsigen, unruhigen Araberjungen eine kleine Glatze schabt. Einen Büschel langer Haare läßt er schopfartig am Hinterkopfe stehen, damit der Prophet einst diesen Gläubigen Muslin daran ins Paradies hinauf ziehen kann. Die beiden gegenüber liegenden Stuben sind die Kaffees. Als Freund und Europäer wurden wir zur Rechten in das augenscheinlich bessere Kaffeezimmer gewiesen. Weiche Strohmatten, auf denen die Flöhe einen Ball abzuhalten scheinen, bedecken den Boden. Ein halbes Dutzend niedrige vierbeinige Strohschemel vervollständigen diese primitive Möblirung. Einige Araber in Kumbas (hellem, schlafrockartigem Gewand) und Fez hocken mit untergeschlagenen Beinen auf den Matten und trinken ihre Nargilehs (Wasser-

pfeifen, der Orientale sagt „Tabaktrinken" statt rauchen). Neben jedem steht ein kleines Tablet mit einem Glase Wasser und einem winzigen Kaffeeschälchen. Wir plaziren unsere wenig gelenkigen Glieder auf die schemelartigen Zwergstühlchen und bestellen uns den Kaffee ohne Zucker. Ich konnte das siedendheiße Mokkatränkchen, das in einem Fingerhut Platz gehabt hätte, nicht genießen, ohne kaltes Wasser nachzugießen, was der aufwartende Caffetier mit großer Befremdung verfolgte. Dieser dienstbare Geist nahte, wenn er einem der Gäste etwas zu überreichen hatte, leise und barfüßig mit unterwürfiger Verbeugung, wobei er die linke freie Hand mit pathetischer Geste auf die Magengegend legte und sie dort hielt, bis er mit einer ebenso höflichen Verbeugung zurücktrat. Dieser feierliche Ernst des „garçon" stimmte ganz zu der würdevollen Haltung und der nachdenklichen Schweigsamkeit der arabischen Gäste. Die Kühle und Stille in dieser Kaffeebude nach all' dem Lärm und Hitze des Straßenlebens wirkt beinahe einschläfernd. Auch wir versinken unwillkürlich in ein träumendes Denken, in eine sinnende Schweigsamkeit. Das feine Summen der Fliegen, das knisternde Hüpfen der Flöhe, das schlürfende Geräusch des Kaffeetrinkens, das leise Gurgeln der Wasserpfeifen sind die einzigen deutlich wahrnehmbaren Töne und klingen wie eine zierliche Elfenmusik in den Ohren. Nur von Ferne hört man wie aus einer andern Welt die tosende Brandung des Straßen- und Marktlebens. Aus dem nebenan liegenden Kaffeestübchen schallt das regelmäßige Aufschlagen der Dominosteine und der Zikzakscheibe; einige Eseltreiber und Sandleute kauen dort am Boden und sehen schweigsam dem ebenso stillen Spiele einiger Studenten zu.

Jedem Europäer muß es zuerst auffallen, wie schreiend, lärmend und gestikulirend der Orientale sich bei der Arbeit und Bewegung, in Handel und Wandel zeigt, während er in der Ruhe und Siesta, in dolce far niente der ausdauerndste Schweiger sein kann. Diese seltsame Erscheinung hat nicht nur ihren Grund im Charakter und Temperament des Orientalen, sondern sie wurzelt wohl ebenso sehr in uralten Gebräuchen, Ansichten, Anstandsüberlieferungen und vererbten Gewohnheiten. Ganz charakteristisch antwortete einst ein Araber: „Sprechen, Reden, bedeutet eine Anstrengung, bringt Schweiß, gehört also zur Arbeit, zum Beruf und nicht zur Ruhe und Erholung."

Nur ungern kehrten wir aus der kühlen Abgeschiedenheit dieses arabischen Winkels in das geräuschvolle Getriebe des Markt- und Straßenlebens zurück. Da die Tageshitze bereits anfing lästig und drückend zu werden, so kehrten wir auf den Kanonenplatz zurück, um uns dort einer Mietdroschke für unsere weitern Streifereien anzuvertrauen. Vom Kanonen-

platz zuerst habe ich nur die summarische Rückerinnerung, daß dort eine Menge unbedeutender öffentlicher Gebäude sind, wie das Serai oder Regierungsgebäude, die Munizipalität (Stadthaus), Banken, Kaffees, Kasernen mit Kanonen, nach denen der Platz wohl seinen Namen führt ꝛc. Alle modernen und modernisirten Gebäude, öffentliche wie private, nehmen sich auf orientalischem Boden alltäglich, prosaisch, ja oft geradezu störend aus. Es ist, wie wenn man in einer uralten, reich bemalten, handschriftlichen Chronik auf einmal auf ein paar Seiten steifer Lettern in moderner schlechter Druckerschwärze stoßen würde. Ich übergehe also mit Stillschweigen diese nüchterne Makulatur aus Mörtel und Bausteinen. Die Damaskusstraße, die unser Wagen einschlug, ist quasi der Korso von Beirut. Auf den ersten Blick sieht man, daß eine solche Straßenbaute nicht türkisches Originalgewächs ist. Der Professor bestätigte meine Vermutung. Als die Franzosen 1861 (um die Damascener Massakers zu rächen), ihr Expeditionskorps von 10,000 Mann nach Palästina sandten, da hinterließen sie als bleibendes Andenken ihrer wohltätigen und segensreichen Okkupation unter andern Dingen auch diese kapitale Straße. Wir fuhren an hübschen Villen, sonnigen Landsitzen, luftigen Pavillons und Sommerhäuschen vorbei. Die Vegetation der Gärten, Haine, Parkanlagen zeigte einen wahrhaft tropischen Charakter. Im Schatten der immergrünen Haine von Lorbeeren, Limonen und Orangen breiten sich blühende Blumenbeete aus: Geranien und Levkojen, Camelien und Azaleen, riesige Kactus und steiffe Aloen, Tulpen und Rosen, gelbe, rote und weiße in köstlichster Fülle. Auf hellgrünen Rasen wachsen saftige Araucarien in Maisgröße, dicht neben den schlanken Säulenschäften der Dattelpalmen, deren Kronengefieder in mattem Graugrün oft weit über die weißen Gartenmauern hinausragt. Gummibäume mit glänzenden Blättern sind malerisch von nickenden Kletterrosen durchwunden. In ganzen Hecken duftet der Heliotrop und manch südlich üppiges Lianen- und Schlinggewächs, das sich mir nicht vorstellte, umrankt Balkone und Veranden. Einen unsagbar intimen Reiz haben die stillen Höfe der ächt arabischen Häuser. Die kühlen Steinfließen sind unterbrochen von mächtigen Rauten und Beeten, in denen es aus der rotbraunen Erde nur so hervor wächst, wuchert, rankt und schießt, blütet und duftet! Schattenspendende Pinien und Platanen, riesengroße Feigen- und knorrige Oelbäume bilden lauschige Winkel. Heimliche Lauben, kunstlos gebildet von der üppig wuchernden Weinrebe, Steinbänke, kleine plätschernde Springbrunnen, still ruhende Wasserbassins mit Marmorgesimsen laden förmlich ein zu einem träumerischen dolce far niente. Und all diese grünende, blühende Herrlichkeit voll Sonnenglanz, Blumen und Fruchtfülle liegt in verschwiegener Abgeschlossenheit

hinter hohen, weißen Gartenmauern, so daß der Vorübergehende nur gelegentlich einen naschenden Blick auf diese schimmernde Pracht werfen kann, wenn die dunklen Eisentore sich knarrend für einen Glücklichen öffnen.

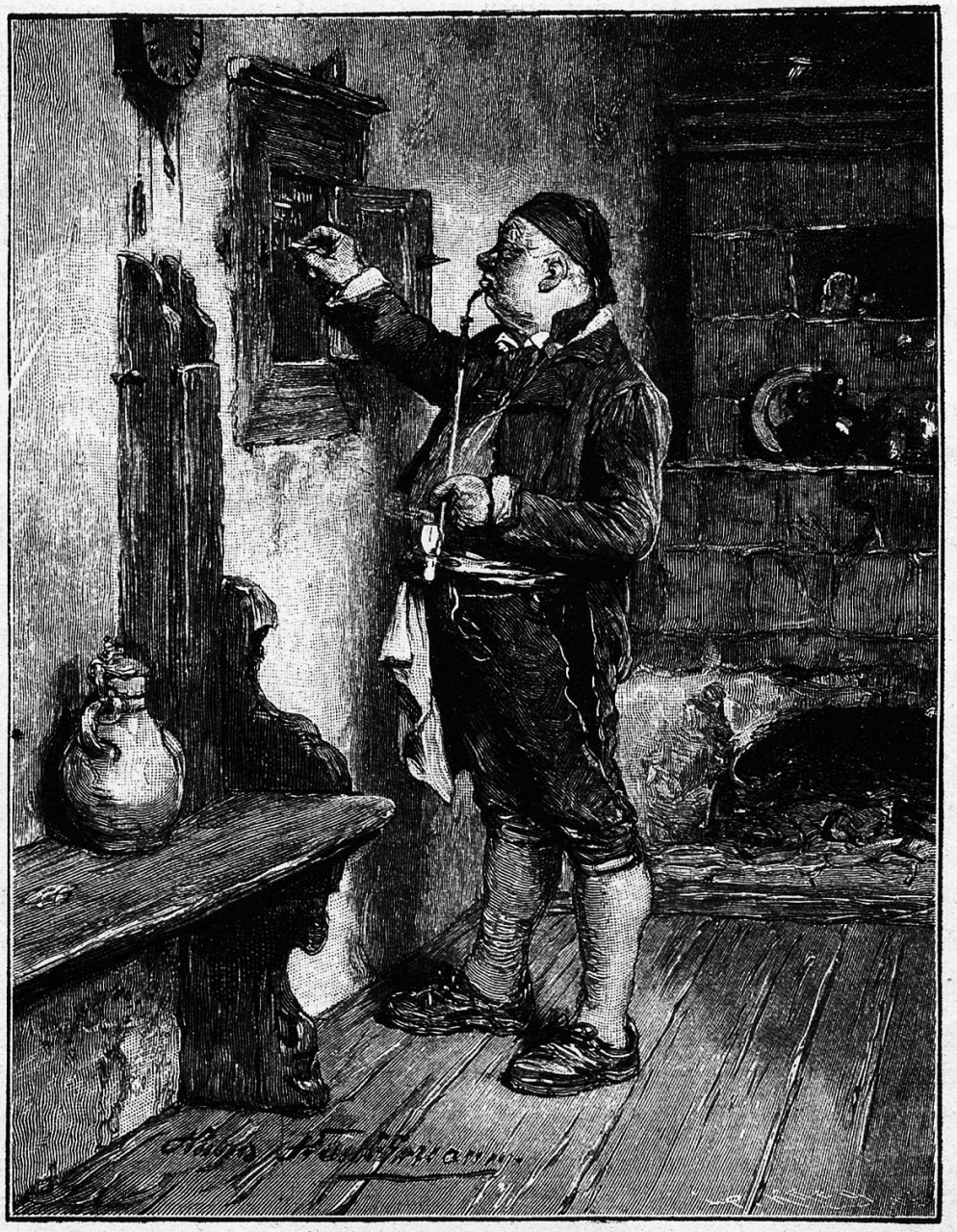
„Mitten im Leben sind wir vom Tod umgeben.“ Wir kommen am jüdischen Begräbnisplatz vorüber. Regellos liegen die verwitterten Steinplatten herum, dazwischen dünnes, unbebautes Erdreich, dann wieder eine Wildnis von grauem, stachlichtem Gestrüpp aus Aloeen, Agaven und Kakteen. Auf einem der eingesunkenen Grabhügel kniet betend eine einsame Frau, ganz eingehüllt in den weißen Isar, der sie wie ein Leichentuch umgibt. Unbeweglich, eine im Schmerz versteinte Niobe, kauert sie da, im vollen Licht der sengenden, brennenden Tropensonne. Einer geheimnißvollen Grabesfigur ähnlich, hebt sich die weiße Gestalt scharf und bestimmt ab von der unendlichen Bläue des Mittaghimmels. Eine mächtige Aloe breitet schützend und segnend ihr schweres, trübgraues Blatt über das eingefallene Grab.

Oh Menschheit mit deinem uralten und doch ewig neuen Weh! Beim Anblick eines jüdischen Begräbnißplatzes kommen einem poetische Betrachtungen schaarenweise angelaufen gleich herrenlosen Hunden! Wenn aber, wie in Beirut der christlich-protestantische Friedhof unmittelbar folgt, so fällt man unbarmherzig aus dem Himmel der Poesie in das nüchterne Meer vernünftelnder Reflexion. Ich kann mir nicht helfen, aber die städtisch-protestantischen Friedhöfe mit ihrer gradlinigen Regelmäßigkeit, ihrer nüchternen Sauberkeit und Polizei-Ordnung machen auf mich stets einen prosaischen, langweiligen Eindruck. Diese geputzten Gräber, die in ihrer uniformen Gestalt jeden originellen Ausdruck der Trauer unmöglich machen, die zierlichen Kieswege die nach der Schnur angelegt sind, die geleckten und oft so geschmacklosen Grabsteine: Dies alles erinnert mich an den hohlen Prunk und die gähnende Monotonie eines städtisch-berlinischen Begräbnisses I. Klasse. Welche Poesie der Trauer, welche Tragik des Schmerzes, welches Memento der Vergänglichkeit ruht dagegen über einer verfallenen Begräbnisstätte: eingesunkene Gräber, umgestürzte Steine, eine pfadlose Wildnis von Blumen und Blüten, unbebautes Erdreich, mit Rasen überkleidete Grabhügel, nistende Vögel oder ein einsam umherflatternder Schmetterling, liegt darin nicht eine stumme aber machtvolle Predigt der salomonischen Worte: „Alles ist eitel.“ Während hier die Protestanten dem ewigen Frieden entgegenschlummern, grüßt von dem nahen Hügel herunter das französische Töchterpensionnat des dames de Nazareth, in welchem die weibliche Jugend Palästinas im katholischen Glauben und einigen unschädlichen Wissenschaften trainirt wird. Mehr wie ein herrschaftliches Schloß als eine Klosterschule für höhere Töchter

schaut der massive Bau aus der grünen Umrahmung des Parkes herunter. Beim Pinienwald rechts von der Straße machten wir Halt, wir stiegen aus und promenirten ein Viertelstündchen in dieser parkähnlichen Anlage. Die südliche Natur ist voller Gegensätze: wie seltsam stehen diese Baumkronen, einem düstern Wipfelgewölb vergleichbar, ab gegen den klaren, sonnigen Mittagshimmel! In ihren ernstgrünen Winterröcken scheinen sie ordentlich zu schwitzen in dieser weichen, dünstigen, durchglüten Tropenluft. Auf der Rückfahrt gerieten wir im Gespräch in historisches Fahrwasser. Aus der phönizischen Glanzzeit Beiruts ist wenig bekannt, unter der Römerherrschaft, zur Zeit des Kaisers Augustus, begann die Stadt als eine stattliche Kolonie aufzublühen. Aber vor allem ließ der jüdische König Herodes I. Beirut seine Fürsorge angedeihen. Unter seiner Regierung entstanden eine Reihe prachtvoller öffentlicher Bauten: Bäder, Theater, Brunnen, Brücken, Triumphbögen ꝛc., von denen indessen heute kaum mehr ein Stein auf dem andern geblieben ist. Herodes war es auch, der im neuerbauten Amphitheater 700 Verbrecher als Gladiatoren auftreten ließ, rein um sich den Spaß zu machen, mitten im Frieden ein täuschend ähnliches Schlachtenbild genießen zu können. Morituri te salutant! Die Theaterspiele der Römer waren keine harmlos-ergötzlichen Maskeraden und Mummenschänzereien. Diese Helden, Satiriker und Staatsmänner waren selbst im Spiele dem Scheine abhold; herbe Realität, finsteren blutigen Ernst zogen sie vor.

Noch ein paar Jahrhunderte glänzte das antike Beirut als Centrum des Seidenhandels und als Sitz der hervorragensten Rechtsschulen. Ein Erdbeben von unerhörter Gewalt legte im 6. Jahrhundert die Stadt in Trümmer und vertilgte 90% aller ihrer Bewohner! Beirut erholte sich nicht mehr. Die Ruinenstadt wurde abwechselnd die Beute moslemitischer Eroberer, fränkischer Kreuzfahrer, aegyptischer Mamelukken, Sultane, einheimischer Fürsten und Emire. Noch lösten sich selbst in diesem Jahrhundert türkische und aegyptische Herrschaft ab, bis endlich 1840 die Intervention europäischer Mächte Beirut, wie den übrigen Libanon, Palästina und Syrien wieder der Pforte einverleibte. Die Damascener Massakers 1860 lieferten viele christliche Emigranten nach Beirut; dieser brauchbare Zuwachs der Bevölkerung, sowie die wohltätigen Folgen der französischen Okkupation (Verbesserungen der Verkehrswege, Vorkehrungen für Sicherheit der Person und Eigentums ꝛc.), ließen rasch die Einwohnerzahl steigen und legten den Grund zu der heutigen Blüte der Stadt.

Der segensreiche Einfluß der französischen Okkupation wirkte noch lange nach. Die heimischen Industrien und Gewerbe (Baumwollen- und Seidenwebereien, Gold- und Silberarbeiten, Fabrikation von Thongefässen)



„Doppelte Kreide."
Nach einem Gemälde von Hugo Kauffmann.

hoben sich rasch. Namentlich aber entwickelte sich ein reger Handel. In den 60. Jahren betrug die Einfuhr kaum 7 Millionen Mark, heute an die 50 Millionen, die Ausfuhrsziffer stieg in derselben Zeit von 2 Millionen Mark auf 18 Millionen. Schon 1875 wurde die Stadt durch eine englische Gesellschaft mit einer trefflichen Trinkwasseranlage versehen. 1888 folgte die Installierung der städtischen Gasbeleuchtung durch franz. Unternehmer. 1893 wurden die Hafenbauten und Quaianlagen gleichfalls durch franz. Aktionäre ins Leben gerufen. Seit 1896 endlich verbindet eine schmalspurige Höhenbahn Beirut mit Damaskus, dem wichtigsten Inland-Handelszentrum. Unter den Einfuhrsartikeln stehen heute Kaffee, Zucker, Baumwollengewebe, Droguen, Spirituosen, Glas, Stahlwaren und Konfektionsmanufakturen obenan. Ausgeführt werden: Rohseide, Kokons, Tabak, Wolle, Rindshäute, Wein und Aprikosenfabrikate. Dem Aufblühen des Handels folgte eine allgemeine Hebung der Verkehrsbildung und des Bürgerwohlstandes: Kirchen, Schulen, Spitäler, Druckereien, Bibliotheken, Museen, Sammlungen schossen gleich Pilzen über Nacht empor.

Eben fahren wir an dem stattlichen Jesuiten-Collège vorüber (Université de St.-Joseph), welches seine Medizinschule als Konkurrenzunternehmen gegen das amerikanische protestantische Collège ins Leben rief. Die konfessionelle Engherzigkeit erstreckt sich sogar teilweise bis auf die Krankenhäuser. Da gibt es zwei französische katholische Krankenhäuser, ein türkisches Militärhospital, ein deutsch-amerikanisch protestantisches Hospital.

Wenn man die Entwicklungsgeschichte der verschiedenen christlichen Missionen im Morgenland studirt, so könnte man ein trauriges Kapitel schreiben über kurzsichtigen Glaubenseifer, gegenseitige mißtrauische Verketzerung, Gesinnungsspionage, Sektenhaß, Rechtgläubigkeit, übereifrige Belehrungssucht, Intoleranz in allen Formen und scheelen Gewerbsneid! Ueber einer unchristlichen Seelenjagd en masse geht der Einzelne zu Grunde. Während man über den Himmel streitet, verliert man den irdischen Boden unter den Füßen und gerät in den unfruchtbaren Sumpf einer pharisäischen Proselytenmacherei. „Es menschelet eben überall, selbst unter den Heiligen und Unsterblichkeitsaspiranten", meinte Professor Sch. und beinahe schwermütig setzte er hinzu: „Sie haben das Wort des Herrn vergessen: „Einer ist Euer Meister." Natürlich", fuhr er noch deutlich fort, „die Konfessionen und Religionen müssen miteinander rivalisiren. Das Christentum hat von Anfang an, seine Existenz auf Spaltung gegründet und naturgemäß gründen müssen. (Luk. 12, 51.) Die Entwicklung eines lebendigen Organismus ist ein ewiges Wachsen und Sterben,

ansetzen und ausscheiden. Kein Fortschritt, keine Wahrheit ohne Kampf, Die reine Lehre Christi ist das Leben und die Wahrheit; durch beständigen Kampf, durch Spaltung und Gährung wird allein diese Religion vor Tod und Verwesung bewahrt und lebenstüchtig erhalten.

„Die Ausscheidung alles Todten, aller Krankheitskeime der Lüge, des Irrtums muß unaufhörlich vor sich gehen. Jeder Stillstand bedeutet Rückschritt, Verfall. Doch gerade die Missionen schütten oft das Kind mit dem Bade aus. Statt die Lüge, den Irrtum und den geistigen Tod mit den geistlichen Waffen zu bekämpfen, werden sie persönlich und eifern gegen den oft ehrlichen Träger des Irrtums. Statt die Menschheit zu heilen, tötet der unrichtige Seelenarzt mit falsch gewählten Mitteln den Patienten, wodurch allerdings die Krankheit radikal geheilt erscheint: „Meister, die Operation gelang, aber der Patient starb!" Viele Missions- und Glaubens-Gesellschaften reißen den Bau einer andern ein, statt einen eigenen Bau auf Gottes freiem Boden in ehrlicher Arbeit zu gründen und diejenigen einziehen zu lassen, (nicht hereinzuschleppen) denen dieses Gotteshaus zusagt. Jede wohlfeile, gierige Proselytenmacherei würdigt den Beruf des Missionars und Seelenhirten herunter. Er wird zum konfessionellen Kaufmannsdiener, der mit seinen geistlichen Musterkarten reist; bringt er seine Traktätchen und Bekehrungsbüchlein nicht an den Mann, so lamentirt er über unreelle Konkurrenz besser dotirter Glaubenshäuser. Nun bemüten sie sich seinerseits voller Gewerbsneid, dem erfolgreicheren Gewerbsgenossen einige Kunden abzujagen. Wo sich die Proselytenmacherei und Bekehrungsbestrebungen in diesen merkantilisch-ökonomischen Formen bewegen, da ist auch nicht mehr die Rede von heiliger Begeisterung, von Aufopferung in Gefahren und Entbehrungen."

Ich weiß nicht, wie lang mir der gute Sch. noch docirt hätte, aber zum Glück für meinen ungeduldigen Magen hielt unser Wagen jetzt vor dem Hotel Basul, wo uns Frau Prof. mit offenen Armen empfing. In ihrem geräumigen Hotelzimmer ließ sie uns noch einen herrlichen Lunch nachserviren und während wir mit einem erschreckenden Appetit alle Schüsseln leerten, bereitete sie uns eigenhändig einen wunderbaren Züri-Feufi-Kaffi. Lachend meinte Sch., so ein Kaffi sei mehr geeignet, als das schönste Alphornblasen, die Schweizer in der Fremde heimwehsüchtig zu machen. Und als wir uns satt gegessen, getrunken, geplaudert und gelacht hatten, da zogen wir uns alle in unsere Gemächer zurück, um eine kleine Siesta zu halten, bevor wir Weiteres unternahmen.

(Fortsetzung folgt.)